

Nr. 106. Bromberg, den 11. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

10. Fortsetzung.) —

„Nein, er wohnt bei benachbarten Bekannten von uns."

„Weiß er, daß Sie zu mir gekommen sind?"

„Nein, Herr Wallion, ich habe die feste Absicht, Ihnen alles zu sagen, aber . . . ich muß Sie fragen, ob ich Ihnen vertraulich beichten kann . . . wie einem Arzt?"

Wallion, der einige Papiere beiseitegeschoben hatte, betrachtete ihn nochmals mit derselben intensiv prüfenden Aufmerksamkeit.

„Das ist ein Versprechen, das ich nur selten gebe, weil es mich behindern kann. Wenn Sie an meine Journalistentätigkeit denken, so dürfen Sie ganz ruhig sein. Ich habe noch niemals eine Zeile veröffentlicht, die für einen Unschuldigen von Nachteil sein könnte. Meinen Sie aber die Polizei, so liegt der Ausgang bei Ihnen selbst, und nicht bei mir. Seit wann kennen Sie Colt?"

„Ich lernte ihn auf meiner Heimreise kennen — in Amsterdam."

„Ach so! Dann schlage ich vor, daß Sie da anfangen. Versuchen Sie sich zu erinnern, was Sie gesprochen und getan haben, und hüten Sie sich davor, irgendetwas für unwichtig zu halten." Er reichte Erik sein Zigarettenetui und steckte sich selbst eine an. „Ich bin ganz Ohr!"

Nach dem ersten Schreck verwandelte sich Eriks Stimmung bald, und er fühlte sich immer mehr zu diesem langen, gelassenen Menschen hingezogen, der ihm allmählich immer mehr Vertrauen abgewann. So begann er denn von seinen Erkundigungen in Amsterdam zu erzählen, wobei er sich nicht immer ganz einig war, wie weit er sich auf diese verwickelte Sache einlassen sollte. Aber schon nach wenigen Sätzen fiel sein Zuhörer ihm ins Wort: „Ach, richtig! Die Reynoldsche Erbschaftsgeschichte. Das war ja, wonach ich mein Gedächtnis durchsuchte, sobald Sie Ihren Namen nannten. Die Sache müssen wir später für sich erörtern. Hier ergeben sich mehrere Fäden, wie ich sehe." Er forderte Erik durch eine Handbewegung zum Fortfahren auf und lehnte sich im Stuhl zurück. Dann und wann warf er eine erläuternde Frage ein, als Erik jedoch auf den verhängnisvollen Donnerstagabend zu sprechen kam, richtete er sich kerzengerade auf und sagte kein Wort, bis Erik beschrieb, wie Colt den Toten untersucht hatte. Da nahmen die grauen Augen einen anderen Ausdruck an.

„Wollen Sie also sagen, daß Sie seitdem der festen Überzeugung sind, jenen Mann getötet zu haben", fragte er.

„Ja — was soll ich darauf antworten?" erwiderte Erik. „Mein Verstand war überzeugt, aber mein Gefühl — niemals! Ich empfinde keine Spur von Schuldbewußtsein."

„Wie lange haben Sie diese Anfälle von Somnambulismus gehabt?"

„Als Kind zeitweise ganz häufig. Sie hörten auf, als ich vierzehn Jahre alt wurde."

„Doch wohl nicht ganz? Als Erwachsener haben Sie doch noch einige ungemütliche derartige Erlebnisse gehabt?"

„Woher wissen Sie das?"

„Weil ich glaube, daß sich sowohl Ihr Gefühl wie Ihr Verstand sonst in jener Nacht geweigert haben würde, zuzugeben, daß es Ihre Hand war, die dort im Korridor die Waffe geführt hätte. Kein Beweis der Welt würde Sie überzeugt haben, wenn nicht zuvor eine Möglichkeit bestanden hätte."

„Sie haben recht", murmelte Erik erschüttert. Dann berichtete er über den Vorfall in Uppsala und setzte sehr erregt hinzu: „Sie sehen, daß alle Umstände gegen mich sprechen!"

„Auf gewisse Weise wohl", entgegnete Wallion, „aber Sie übertreiben. Der Fall ist seltsam, aber durchaus nicht einzigartig. Denn Gewalttaten im somnambulen Zustand kommen vor. Und sie unterliegen nicht dem Strafgesetzbuch. Wenn Ihr Somnambulismus bewiesen werden kann, liegt die Entscheidung nicht beim Richter, sondern beim Arzt."

„Ich mache mir keine Illusionen! Was kann ich denn beweisen? Muß die Polizei nicht annehmen, daß ich lüge, um mich zu retten"

„Und Sie haben nie einen Arzt zurate gezogen?"

„Nein, niemals."

„Die alte Geschichte!" Wallion schüttelte den Kopf. „Aber verzeihen Sie die Unterbrechung und fahren Sie fort!"

Erik beschrieb, wie Colt alle Spuren beseitigt hatte, bevor sie die Villa verließen. Als er dann noch über die geplante Flucht berichtet hatte, die ihn aber zur Heimreise veranlaßte, verstummte er, während Wallion eine neue Zigarette anzündete und den Rauchwolken gedankenvoll mit den Augen folgte.

„Sind Sie auch in Brüssel gewesen?" fragte er schließlich.

„Ja, einen Tag — um die Stadt kennenzulernen."

„Haben Sie dort irgendwelche Bekannte?"

„Nein."

„Und Sie erlebten da nichts Besonderes?"

„Nein, nichts dessen ich mich erinnere."

„Gestatten Sie mir eine Frage, die Sie mit genauester Überlegung beantworten müssen, selbst wenn sie verletzend wirken sollte. Halten Sie es für ausgeschlossen, daß Sie in Brüssel einen Anfall von Somnambulismus gehabt haben?"

„Ja . . . Ich wohnte in einem Hotel. Das . . . Nein, das ist nicht möglich."

„Haben Sie jemals den Namen Emile Delplace gehört?"

„Nein. Wer ist das?"

„Ein belgischer Polizeibeamter. Er war einer der begabtesten Detektive in Brüssel."

„Er — war?" flüsterte Erik.

„Er ist schon am Montag identifiziert worden, obwohl die Polizei uns nicht gestattet, es zu veröffentlichen."

IV.

Wenn Erik Wallions Methoden gekannt hätte, würde er begriffen haben, daß er ihn auf die Probe gestellt hatte und mit dem Ergebnis zufrieden war, denn er lächelte flüchtig.

Die so völlig unerwartet hervorgeschleuderte Neuigkeit zertrümmerte eine von Eriks letzten Verschanzungen. So lange er sich hatte einreden können, daß der Tote ein Dieb gewesen sei, hatte ihm dieser Umstand eine Art von Erleichterung verschafft. — Und jetzt — ein belgischer Detektiv! Es kam ihm vor, als ob Wallions Frage eine versteckte Bedeutung habe, die er voller Entsetzen von sich wies: „Sie sprechen, als ob Sie dächten, daß er mir nachgespürt habe?"

„Bester Herr Reynold, darüber konnte ich mir unmöglich irgendeine Meinung bilden. Bevor Sie herkamen und mir beichteten, besaß ich ja kaum irgendwelche Anhaltspunkte in bezug auf Sie und Colt. Ich kehrte am Montag aus Kopenhagen zurück, und da sagte mir mein Adlatus Lang, daß dies Drama in der Haberschen Villa ganz rätselhaft sei. Ein Hotel hatte erst eben gemeldet, daß einer seiner Gäste seit Donnerstag abend vermißt werde, und seine Beschreibung

stimmte mit dem Signalement in den Sonntagszeitungen überein. Eine Konfrontation ergab, daß man nicht mehr nach dem Herrn aus Brüssel zu suchen brauchte. Er war gefunden. Er hatte sich im Hotel als „Emile Delplace, officier" eingeschrieben, was sowohl Offizier wie Beamter bedeuten konnte. Ich kannte den Detektiv Delplace nicht persönlich, aber vom Hörensagen, und teilte der Polizei mit, daß es möglicherweise dieser sein könne. Auf eine telegraphische Anfrage in Brüssel erfolgte noch am selben Abend Antwort. Delplace war tatsächlich nach Schweden gereist, wenn auch nicht auf direktem Wege von Brüssel aus. Er war seit einiger Zeit mit einem selbständigen Auftrag betraut worden, so daß nichts Näheres mitgeteilt werden konnte. Dennoch war jeder Zweifel ausgeschlossen. Von hier aus wurde nun ausführlich per Draht nach Brüssel berichtet, und heute morgen erfuhr ich, daß man hier in den nächsten Tagen die Ankunft eines höheren Polizeibeamten aus Brüssel erwartet." Wallion verstummte und lächelte belustigt. „Es sollte mich nicht wundern, wenn es der brave Jourdain wäre", murmelte er wie im Selbstgespräch. „Aber das ist eine andere Geschichte! Ich kam leider einige Tage zu spät nach der Haberschen Villa hinaus und bezweifelte, daß es dort noch etwas Neues zu entdecken geben würde. Aber ein Umstand ist mir aufgefallen, als ich Delplaces Kleider untersuchte. Es war deutlich zu sehen, daß er nicht lange zu Fuß gegangen war, und einige Anzeichen deuteten darauf hin, daß er per Motorrad hingelangt sei. Ich entdeckte denn auch bald eine Stelle außen am Staket, wo kürzlich unter den Büschen ein solches Rad gestanden hatte. Es war eine ungewöhnliche Stelle, aber es konnte sein Motorrad gewesen sein. War eine Person per Auto hingekommen und von Delplace verfolgt worden? Oder waren beide gleichzeitig angekommen? Ich wollte mir den Kopf nicht mit Rätseln verwirren und fuhr deshalb nach dem Hotel. Delplace war am Donnerstagmorgen mit dem Kontinentalzug angekommen, und den Tag über in seiner stillen verschwiegenen Art aus und ein gegangen. Gegen Abend saß er lange in der Halle, als ob er jemand erwartete. Kurz nach Mitternacht — gegen halb eins — stand er draußen auf der Treppe und rauchte. Mit einem Mal rannte er so wie er da stand, ohne Hut und Mantel, nach der Garage, holte sein Motorrad heraus und fuhr blitzschnell von dannen. Das war das letzte Mal, daß man ihn lebend gesehen hat. Es ist natürlich klar, daß er jemand verfolgte, — vermutlich das geheimnisvolle Auto, das auch bei der Haberschen Villa auftauchte. Und das führt mich sozusagen automatisch zu der Schlußfolgerung, daß zwei Personen im Auto saßen, — zwei Personen, die ungebeten die Haberschen Fremdenzimmer benutzten. Und als Delplace dann unvorsichtig ins Haus eindrang, wurde einer von ihnen sein Mörder, worauf dieser entfloh und das Motorrad im Auto mitnahm. Nur auf diese Weise brachte ich einen Zusammenhang in das Drama hinein."

Erik hielt den Atem an. Er wußte, was jetzt kommen mußte.

„Daß Delplace von Amts wegen unterwegs gewesen war, stand fest. Der unbestimmte Titel, den er angab, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, sein beharrliches Warten in der Halle und vor der Tür, seine plötzliche Abfahrt — alles ließ keine andere Deutung zu. Als ich dann herausfand, daß zwei Herren vom Auslande einige Tage vor ihm im Hotel abgestiegen waren, dann die ganze Nacht vom Donnerstag auf Freitag im Auto fortgewesen waren und ihre Rechnung bezahlt hatten, um sich nicht mehr sehen zu lassen — da wußte ich, daß ich auf der rechten Spur war, und begann, mich nach näheren Aufklärungen über die Herren Colt und Reynold umzusehen."

„Wenn ich Ihnen zuhöre, kommt mir Colts mühsame Beseitigung unserer Spuren geradezu kindisch vor", sagte Erik beklommen. „Die Polizei ist sicherlich schon zu denselben Schlußfolgerungen gelangt, wie Sie."

„Nein, noch nicht. Wie lange sich das noch hinzögern wird, weiß ich nicht, aber die Kombination liegt nicht so klar auf der Hand, wie sie klingt, wenn man sie in kurzen Worten darlegt. In einem Hotel wechseln die Gäste beständig. Das Personal ahnt nichts. Delplace hatte sich nicht nach Ihnen erkundigt, und unter seinen Sachen in seinem Zimmer wurde nichts gefunden, was auf seinen Reisezweck schließen ließ. Colt scheint eine ganz überzeugende Erklärung abgegeben zu haben, als er hier am Freitag bezahlte. Was die Polizei betrifft, so arbeitet sie in der vorgefaßten Meinung, daß sie nach einer Person zu suchen habe, und zwar höchst wahrscheinlich nach einem Ausländer, vielleicht nach einem Landsmann von Delplace."

„Und Sie haben den Beamten nichts über uns gesagt?"

„Ich kann ebenso zurückhaltend sein, wie sie", versetzte der Detektiv mit einem leichten Anflug von Ironie. „Überdies war es ja immer noch möglich, daß ich mich irrte, bis ich Gelegenheit fand, Sie beide in der Nähe zu beobachten. Erst galt es, Sie zu finden. Wer Erik Reynold war, ließ sich unschwer feststellen — es mußte der Sohn des Besitzers von Jägarö sein. Und in Gävle brauchte ich Sie nicht erst zu suchen, denn eine Vorfrage auf dem Dampfer ergab, daß Sie am Freitag nach Jägarö gefahren waren, was jedoch nicht ausschloß, daß Colt die Wahrheit gesagt hatte, als er von einer Geschäftsreise nach Gävle sprach. Irgendwelche Tatsachen in bezug auf den Ingenieur Maximilian Colt herauszufinden, war schwerer. Ist er ein Schwede?"

„Er selbst behauptet es. Jedenfalls muß er jahrelang im Ausland gelebt haben, u. a. in Südafrika, und nach seiner Bekanntschaft mit Drakenborchs zu schließen, auch auf Kuba."

„Ach, richtig — Drakenborchs. Sie müssen mir noch erzählen, was sich nach Ihrer Heimkehr auf Jägarö zugetragen hat, und was Sie über diese Kubaner wissen."

Erik berichtete über die Hoffnungen seines Vaters, über den Mann vom Meer und die spiritistische Séance in der Kajüte.

„Da wären wir also wieder bei der Erbschaftsgeschichte angelangt", sagte Wallion. „Das Reynoldsche Milliardenproblem ist mir nicht unbekannt. Vor zehn bis zwölf Jahren interessierte es mich, und ich fing an Erkundigungen darüber anzustellen, merkte aber bald, daß es unverhältnismäßig viel Zeitaufwand kosten würde. Es kam mir auch anderes dazwischen, aber ich glaube, daß ich noch allerlei Material darüber in meiner Wohnung habe. Machte Ihr Vater damals nicht einen energischen Versuch, die Erbschaft einzuheimsen?"

„Ja, aber er mißlang vollkommen, brachte meinem Vater nur große Kosten und Enttäuschungen ein und kostete seine Schwester das Leben."

Wallion schwieg eine Weile und rauchte heftig. „Und nun krönen der Mann vom Meer und der Drakenborchsche Spiritismus das Werk", sagte er schließlich. „Nebenbei gesagt scheinen Sie das sonderbare Detail jener Séance nicht bemerkt zu haben. Sie behaupten, sie hätte nichts weiter ergeben, als die Buchstaben DEL. Sagen die Ihnen auch jetzt noch nichts?"

„Himmel!" Erik fuhr fast vom Stuhl auf. „Das sind ja die Anfangsbuchstaben des Namens Delplace!"

V.

Phantastische Gedanken regten sich in Eriks Gehirn. Er sah den Journalisten an, der seinen Blick ernst erwiderte.

„Lassen Sie uns ja nicht in eine Debatte über Spiritismus verfallen", sagte Wallion. „Es ist sowieso schwer, das Wichtige und Unwichtige in dieser Geschichte auseinanderzuhalten. Die Fragen, die ich in Ihren Augen lese, werden seiner Zeit geklärt werden. Nun muß ich noch eine Frage stellen, die streng zur Sache gehört: Wie denken Sie über Colt?"

Erik biß die Zähne zusammen. „Ich glaube, daß ich anfange, ihn zu hassen", sagte er langsam.

„Warum? Sprechen Sie aus, was sich in Ihnen regt."

„Weil er ein gefährlicher Mensch ist. Er kennt keine Rücksicht auf andere. Sein Einfluß gereichte mir gleich vom ersten Augenblick an zum Schaden. Und dennoch . . . daß wir uns in Amsterdam trafen, war ja reiner . . ."

Erik schwieg verwirrt, und Wallion lächelte. „Das Wort versuchte ich Ihnen ja zu entlocken, Herr Reynold", entgegnete er. „Zufall — nicht wahr? Sie haben uns ja vorhin darüber streiten hören und wissen also, daß ich nicht an Zufall glaube. Lassen Sie uns nun mal nach einem Zusammenhang zwischen den Tatsachen suchen!" Er warf einen Blick auf seine Notizen. „Am 1. April kündigt Behrmann die Hypothek. Im Mai trifft sein Freund Drakenborch samt Tochter auf Hamra ein. Von Mai bis Juni ist Colt bei ihnen zu Gaste. Sie verkehren mit Ihrem Vater und Ihrer Kusine und erfahren, daß Sie erwartet werden und daß Ihr Vater Ihren Nachrichten aus Amsterdam eifrig entgegensieht. Nun wohl, Sie treffen in Amsterdam ein und machen sofort die Bekanntschaft eines interessanten Fachkollegen, namens Maximilian Colt. Dieser redet Ihnen von der Heimreise ab und bietet Ihnen eine gute Stellung in Südafrika an, die Sie aber sofort antreten müssen. Als Sie sich weigern, begleitet er Sie nach Stockholm, indem er Ihnen fortwährend zuredet, umzukehren. Es gelingt ihm, Sie drei Tage in Stockholm festzuhalten, und plötzlich tritt eine Katastrophe ein, nach der er Sie sofort ins Ausland abfertigt. Und — als Sie trotz alledem heimkehren, finden Sie ihn dort vor, obwohl er Ihnen seine Bekanntschaft mit Ihrem Vater verheimlicht hat. Entdecken Sie in dieser starken Kette irgendeine Spur von Zufall?"

(Fortsetzung folgt.)

Sie schreibt auch!

Skizze von Wolfgang Federau.

Eigentlich mußte es den Unbefangenen in Erstaunen setzen, daß Hilde Westheim die Aufmerksamkeit ihrer Besucher so wenig auf sich lenkte. Denn sie war, wenn nicht hübsch, so doch mindestens apart und alles andere als alltäglich in ihrem Aeußeren. Ihre Haare, aschblond und weich, strahlten in einem ganz seltenen Glanz, wie eingefangenes Sonnenlicht. Und darunter Augen, große, dunkle und durchaus kluge Augen, über die sie oft schirmend die Lider halb herunter sinken ließ.

Aber, wie gesagt, es gab kaum einen, der das bemerkte. Denn sie war ein kleines, zierliches Persönchen, von rührender Bescheidenheit, ohne jeden Anspruch darauf, hofiert und beachtet zu werden. Und daneben stand ihr Mann, Herbert Westheim, wie ein Berg, groß, massig, schwer. Und alles um ihn, neben ihm, lag in seinem Schatten — oder in seinem Licht, wie man will. Auch Hilde, seine Frau, natürlich. Ja, sie erst recht.

Wenn es bei Westheims Gäste gab — und das war fast täglich der Fall, denn der Mann liebte Geselligkeit und Freunde nach den Mühen des Tages —, dann scharte sich alles, Damen und Herren, Junge und Alte, um ihn, den Großen, den Bedeutenden. Denn er, nicht wahr, ist doch der Verfasser all der feinen, geistreichen, stimmungsvollen Novellen.

Ja, man umringt ihn ehrfürchtig, begeistert und dankbar. Man ist sehr glücklich, zu den Bevorzugten zu gehören, die in diesem Hause aus- und eingehen dürfen. Fällt nicht aus der lebendigen Nähe dieses Begnadeten ein Strahl des Lichtes auch auf sie, die Unbekannten, die so gänzlich Unberühmten?

Und dabei ist er so menschlich, so gar nicht stolz. Mächtig lärmt sein Lachen empor, wenn er etwas Witziges erzählt. Mit sanfter Rührung betrachtet er seine Bewunderer, während er den Andächtigen, Verstummten, den von Ehrfurcht Durchschauerten irgend eine süße, zärtliche und traurige Novelle aus dem — Manuskript vorliest.

Am glücklichsten ist Hilde natürlich. Wenn sie auch nicht viel Zeit hat, diesem Empfinden Worte zu verleihen. Denn immer muß sie darauf sehen, daß alles in Ordnung geht, daß zur rechten Zeit angerichtet wird, daß die Zigarette bereit liegt, wenn Herbert danach greift, daß sein Weinglas gefüllt ist, wenn es ihn gelüstet, die vom vielen Sprechen trocken gewordene Kehle anzufeuchten. Und sie hat neue Gäste zu empfangen und im Hause herum zu führen, das voll ist von Antiquitäten, von kostbaren Porzellanen, von alten Bronzen, von Bildern und Vasen und Teppichen. Hat ihnen das Zimmer zu zeigen, in dem der „Meister" — nie spricht sie oder dritten anders von ihrem Gatten — arbeitet, wo all die schönen Bücher stehen, Romane, Novellen, Gedichte aller Nationen, in schönen, sorgfältig gewählten Einbänden.

Das war ihr Amt, kein ganz leichtes, gewiß. Aber ihr Mann wußte auch, was er an seiner Frau hatte, streichelte sie oft liebevoll vor den Augen der Gäste und nannte sie sein kleines „Heimchen", sein „Hausmütterchen". Obgleich sie zehn Jahre jünger, obgleich sie eigentlich noch sehr, sehr jung war.

Auch als Doktor Geppart, durch einen Bekannten eingeführt, erstmalig das Haus aufsuchte, sagte Westheim etwas Aehnliches und fügte schließlich mit einem wohlwollenden, nachsichtigen Lächeln hinzu: „Uebrigens, Doktor — meine Frau schreibt auch!"

Er sagte das etwa in demselben Tone, wie ein Erwachsener von den harmlosen Spielereien seiner Sprößlinge berichtet. Dann wandte er sich den anderen Gästen zu.

Doktor Geppart war sehr erstaunt, und Hilde errötete tief. „Darf man fragen, gnädige Frau, woran Sie arbeiten?"

„Ach", lächelte sie verlegen und scheu, „es ist nichts Besonderes. Gedanken, die ich so ab und an festhalte — eigentlich wirklich nicht viel mehr als eine Spielerei."

Sie war in ihrer Bescheidenheit ganz bedrückt, es schien ihr nicht recht, die Aufmerksamkeit auch nur für Minuten derart auf ihre eigene Person gelenkt zu sehen.

„Aber wo haben Sie Ihr Arbeitszimmer?" forschte Geppart weiter, der eben durch die ganze Villa geführt worden war.

„Ich habe kein besonderes Arbeitszimmer, natürlich", lächelte Hilde hilflos. „Ich schreibe, wo ich gerade Platz finde — es ist ja auch nicht so wichtig, und ich brauche nicht so vollkommene Ruhe wie mein Mann."

„Aber bei dem gastfreundlichen Hause, das Sie führen, ist Ihre Zeit doch sicher durch andere Aufgaben sehr in Anspruch genommen?"

„O, das ist nicht so schlimm — mein Mann schläft recht lange, um später geistig frisch und ganz ausgeruht zu sein, und wenn ich um sechs Uhr aufstehe, erübrige ich schon ein paar Stunden für mich."

Geppart sah, wie peinlich Hilde Westheim das Gespräch wurde, und er war höflich genug, das Thema zu wechseln. Trotzdem blieb er den ganzen Abend in ihrer Nähe, denn er sah — vielleicht als erster —, daß sie ein eigenartig anziehendes, daß sie ein kluges Gesicht hatte.

Aber ein paar Monate später, als er schon vertrauter war und häufiger im Westheimschen Hause verkehrte, wurde er an dies Gespräch wieder erinnert. Da fand er eines Nachmittags das Ehepaar vor einem dicken Manuskriptbündel, und Herbert Westheim trompetete gleich, als er Geppart erblickte.

„Halloh, Doktor, Sie kommen zu guter Stunde. Ich sagte Ihnen wohl mal, daß meine Frau auch schreibt. Na, vor kurzem ist sie fertig geworden, ein dicker Schmöker, wie Sie sehen. Ich konnte ihn natürlich nicht lesen, leider — ich arbeite eben an mehreren Novellen, um die ich angegangen bin. Aber Hilde ist doch meine Frau, nicht wahr, und sie hat eine Freundlichkeit verdient. Da habe ich meinen Verleger Münzer, der mir sehr verpflichtet ist, gebeten, sich die Sache mal anzusehen. Eben schreibt er, daß er das Werk annehme, zu einem durchaus anständigen Honorar. Na ja, er verdankt mir allerlei und hat so viel an mir verdient, daß er es ruhig riskieren kann, auch mal mit einer Sache sitzen zu bleiben. Hahaha!"

Westheim lachte dröhnend und tätschelte unbeholfen den Nacken der kleinen, schüchternen Frau.

„Es ist natürlich nur dem Einfluß meines Mannes zu danken", lächelte Hilde verlegen, „aber ich freue mich doch sehr."

Geppart hatte seine eigenen Gedanken, während er Frau Westheim herzlich beglückwünschte. Sie wehrte ab. „Mein Gott, Doktor, keine Konkurrenz für meinen Mann. Ich glaube nicht, daß die Oeffentlichkeit überhaupt davon Kenntnis nehmen wird, wenn das Buch erst mal erschienen ist. Und was den Verleger anbelangt, so habe ich eigentlich ein schlechtes Gefühl — weil er, nur meinem Manne zu Liebe, sein Geld an eine von vornherein verlorene Sache gehängt hat."

Geppart teilte beinahe ihre Meinung. Aber warum sollte er etwa vorhandene Illusionen zerstören? Gern hätte er die weitere Entwicklung der Sache aus der Nähe verfolgt. Aber da Geschäfte ihn für längere Zeit nach Berlin riefen, vergaß er es bald . . .

Bis er, nach geraumer Zeit, in irgend einer Zeitung eine lange Besprechung entdeckte: „Hilde Westheim — Kritik am Leben." Er las sie aufmerksam — der Verfasser äußerte sich begeistert, mit uneingeschränktem Lob. Andere Blätter, Zeitschriften folgten, die berühmtesten Kritiker aller Richtungen setzten sich mit dem umfangreichen Werk eingehend auseinander. Eine der bedeutsamsten kritischen Zeitschriften brachte an führender Stelle einen Aufsatz „Ein neuer Stern", in dem es unter anderem hieß „Ein Roman? — Nein! Viel, viel mehr als das. Hier werden mit der Klarsichtigkeit eines Genies die Grundtatsachen des Lebens enthüllt, hier rüttelt die Hand eines überlegenen Geistes an den siebenfach verschlossenen Pforten der Ewigkeit. Neben den rein dichterischen, rein gestaltenden Qualitäten finden wir hier eine solche Fülle von tiefen, großen Gedanken, von Ironie, Menschenkenntnis und apollonischer Heiterkeit, daß man das Buch kaum aus den Händen legen mag." Und dann, zum Schluß fand sich dieser Satz: „Uebrigens sei erwähnt, daß der Gatte der Verfasserin, Herbert Westheim, auch schreibt. In seiner engeren Heimat ist er recht bekannt, und seine anspruchslosen, stimmungsvollen Erzählungen und Novellen werden von den Freunden leichter Unterhaltungsliteratur geschätzt und gern gelesen."

Als Geppart mit dem Studium des Aufsatzes soweit gekommen war, stieg das Bild Hilde Westheims vor ihm auf, zart, graziös und schüchtern, so selbstlos in ihrer Hingabe, mit dem Aschblond der Haare und der weißen, klaren und reinen Stirn.

„Mir ist es immer aufgefallen, was für kluge Augen sie hat", dachte Geppart, und ein warmes Gefühl Anteil nehmender Freude erfüllte seine Brust. Dann dachte er an den Klotz von Mann — und er lächelte . . .

Die Geschichte eines Pelzmantels.

Humoreske von Otto Franke.

Ich bitte die verehrlichen Leser und Leserinnen von vornherein um Verzeihung, wenn ich etwa damit ihren Neid erregen sollte, daß ich mich als Besitzer eines Pelzmantels bekenne, und kann sie nur auf den Ausgang dieser Geschichte vertrösten, der beweist, wie das Eigentumsrecht an einem so erstrebenswerten Mobiliar nicht immer mit der Glückseligkeit gleichbedeutend zu sein braucht, zumal in so bitter kalten Nächten, wie sie uns dieser grausame Winter bescherte. Als ich diesen alten braven Mantel im Felde an der Ostfront von der Bekleidungskommission meines Regiments erstand, wurde ich allenthalben zu dem Zufall beglückwünscht, der einmal ein so hervorragend schönes Stück bis in die vorderste Schützenlinie und außerdem in meine Hände gelangen ließ. Seitdem habe ich ihn wie ein Heiligtum bewahrt. Sein wärmendes Futter siedelte nach dem Kriege in einen Zivilmantel über.

An einem der letzten kalten Tage, als ich in der nahen Großstadt Besorgungen zu machen hatte, begleitete mich auch mein Pelzmantel am späten Abend in ein großes Kaffeehaus. Um den allzeit tätigen Kleidermardern die Arbeit nicht allzu leicht zu machen, setzte ich mich meinem aufgehängten Pelzmantel gerade gegenüber und schlürfte mit der behaglichen Ruhe des geringen aber sicheren Besitzes den duftenden Mokka, den mir der Kellner gereicht hatte. Inzwischen produzierte sich die Kapelle, die an jenem Abend von einem berühmten Gast mit einer weißen Geige dirigiert wurde. Nach jedem Stück gab es rasenden Beifall. Die hohe Kunst des Geigers und seiner Kapelle baute Brücken zwischen den einzelnen Tischen, wo es äußerst lebhaft zuging. Auch ich erhielt an meinem kleinen bescheidenen Tischchen bald Besuch, und dieser, ein älterer Herr, erwies sich als ganz besonders kunstverständig, denn er berichtete mir im Laufe der folgenden halben Stunde über Vergangenheit und Gegenwart des Mannes mit der weißen Geige, wußte so Vieles und Interessantes über ihn zu erzählen, daß ich seinen Aufbruch wirklich bedauerte, der gerade in einem Augenblick erfolgte, als die Kapelle einen schneidigen Marsch spielte.

Mehr gewohnheitsmäßig als argwöhnisch wanderte mein Blick zu meinem Pelzmantel. Er hing brav und bieder an Ort und Stelle, das heißt, ich konnte nur den einfachen schwarzen Stoff sehen, der den kostbaren Pelz beherbergte. Eben verschwand mein Tischnachbar in der Drehtür, und eine rasche Bewegung zeigte mir zufällig einen Zipfel seines Mantels, der genau so wie der meinige mit Pelz besetzt war. Im Bruchteile einer Sekunde sprang ich zum Kleiderständer, um meinen aufsteigenden Verdacht bestätigt zu finden; man hatte mir auf eine ganz raffinierte Weise meinen Pelz gestohlen und entführt. Aber noch war es ja nicht zu spät, denn der Fremde konnte noch keine zehn Schritte vom Kaffeehaus entfernt sein, und ich dachte nicht daran, ihm mein Eigentum kampflos zu überlassen. Ich stürzte also auf die Straße. Richtig, wenige Schritte vor mir schritt mein Pelzmantel dahin und umhüllte, als wäre das schon immer so gewesen, einen Verbrecher schlimmster Sorte, der sich scheinbar auch recht wohl darin fühlte. In wenigen Sekunden hatte ich ihn erreicht und wollte eben nach meinem Mantel greifen, als ich rasche Schritte hinter mir hörte und, noch ehe ich einen Ton sagen konnte, an der Gurgel gepackt wurde.. Es war der Kellner, der meine Jagd nach dem Pelz als einen Versuch, ihn um die Zeche zu prellen, aufgefaßt hatte und mich nun nicht gerade allzu sanft an das Zahlen erinnert.

Es läßt sich denken, daß mich dieser Aufenthalt, der meinem Pelzmantel wiederum etliche Schritte Vorsprung verschaffte, nicht gerade in Begeisterung versetzte. Es hatten sich sehr rasch Menschen um mich und den heftig gestikulierenden Kellner versammelt, die natürlich sofort für diesen Partei ergriffen. Wie ein rettender Engel erschien da auf der Bildfläche ein Schutzpolizist, dem ich rasch den flüchtenden Dieb zeigte, während ich selbst dem Kellner einige Markstücke gab, nur um aus dieser lästigen Affäre heraus zu kommen. Leider aber hatte ich mich getäuscht. Wahrscheinlich kam sich der Kellner in seiner Rolle als Ankläger sehr interessant vor, denn er hielt eine längere Ansprache an das versammelte Publikum, das mich, der ich ohne Hut und Mantel in dieser grimmigen Kälte dastand, höchst mißtrauisch betrachtete und meiner Verteidigung nicht mehr Interesse schenkte als die steinernen Mauern des Kaffeehauses. Bald kam auch der Polizist mit dem in meinen Pelz gehüllten Fremden zurück. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Augenblick, trotz der kritischen Situation, in der ich mich befand, nicht umhin konnte, einen bewundernden Blick auf meinen Pelzmantel zu werfen und Betrachtungen darüber anzustellen, ob ich in ihm auch eine so gute Figur abgab wie dieser freche Dieb, der so tat, als sei er höchst erstaunt über seine Festnahme. Wahrscheinlich ging es der inmitten der Winternacht kochenden Volksseele ähnlich wie mir, denn als ich dem Wachtmeister den Hergang in wohlgesetzten Worten erzählte, umgab mich frostiges Schweigen, während die Behauptung des Diebes, dieser Mantel sei seit ewigen Zeiten sein Eigentum gewesen, einen von dem ergrimmten Ober dirigierten Applaus erntete. Es fiel mir schwer, den Wachtmeister zu veranlassen, den Dieb wenigstens mit zur Wache zu nehmen. Und diesen Weg werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Ich, barhäuptig, ohne Mantel, den Infektionserregern geradezu auf die Schlachtbank gelegt, wurde mit festem Griff von dem Wachtmeister gepackt, während dieser den Herrn im Pelzmantel höflichst bat, mitzugehen. Eine johlende Volksmenge umgab das würdige Bild. Nach einer guten halben Stunde und weiteren zehn Minuten, die zu meiner Auftauung nötig waren, konnte ich endlich dann auf der Polizeiwache durch meine Angaben, die auch der telephonischen Nachprüfung stand hielten, meinen unbescholtenen Leumund nachweisen, so daß die Stimmung rasch umschlug und der langfingernde Fremde, der Angaben über seine Person mit unnachahmlicher Geste verweigerte, verhaftet wurde. Auch die Beamten bequemten sich zu einigen Entschuldigungsphrasen. Als ich aber meinen Pelz nehmen wollte, um mich zum Bahnhof zu begeben, erstarrten ihre Gesichter wieder zu Erz. Erst müßte ich den Beweis antreten, daß dieser Pelz von mir rechtmäßig erworben worden sei. Als ich mich immer noch ohne Hut und Mantel draußen in einer Kälte von 20 Grad befand und zwei Stunden lang auf den nächsten Zug wartete, beneidete ich fast den Pelzmarder, der sich in der Haftzelle wenigstens keine Grippe holte.

Vor drei Wochen ist es mir endlich gelungen, die Adresse meines Kompagnieführers ausfindig zu machen, des einzigen Menschen, der unter den noch Lebenden den rechtmäßigen Erwerb meines Pelzmantels bestätigen kann. Bis seine Antwort da ist und die übrigen Formalitäten erfüllt sind, wird es wohl so weit sein, daß ich meinen Sommerüberzieher, den ich inzwischen hervorgeholt habe, zu Recht tragen kann.





Bunte Chronik

*** Der Strick des Gehenkten.** „Da streiten sich die Leut' herum . . ." Und um was für merkwürdige Dinge sie sich oft streiten! Nicht nur um den „Wert des Glücks", sondern sogar um den Strick, an dem ein Selbstmörder sein Leben beendet hat. So wird uns aus dem Dorfe Pürchen in Deutsch-Böhmen berichtet: Waldarbeiter entdeckten da an einem Baum die Leiche eines Mannes, der sich erhängt hatte; nach seinem dürftigen Äußern zu schließen offenbar aus Nahrungssorgen. Und kaum, daß sie den Toten abgeschnitten hatten, stritten sie sich um den Besitz des Strickes, der nach einem alten Volksaberglauben in dieser Gegend als ein Talisman gegen alle möglichen Gefahren und Krankheiten gilt. Es drohten Tätlichkeiten, der Bürgermeister des Dörfchens wurde gerufen, und da er mit vernünftigen Gründen nichts ausrichtete, fällte er schließlich ein salomonisches Urteil. Er erklärte den Strick als Gemeindeeigentum und brachte ihn zur Versteigerung an den Meistbietenden. Für 124 tschechische Kronen ging er an diesen über. Die anderen gaben sich zufrieden, und der Bürgermeister überwies den Erlös an die Armenkasse. Hätte der Tote dieses Geld besessen, wer weiß, ob er dann den Strick überhaupt nötig gehabt hätte! Aber so ist das Leben . . .



Lustige Rundschau

*** Karussell.** In Baden bei Wien steht ein Karussell. Das Karussell gehört Direktor Hugelmann. Auf einem Pferd des Karussells sitzt Bloch. Und fährt und fährt und fährt eine Tour nach der andern. Bloch ist schon schlecht. Bloch ist noch schlechter. Bloch sieht käseweiß aus. Die Augen treten ihm heraus. Der Magen kommt bald nach. „Jessas, ist mir übel", wimmert er einem Freund zu. — „Was fährst du auch wie toll? Steig' doch ab." — „Ich kann nicht", weint Bloch verzweifelt, „Hugelmann ist mir seit zwei Jahren Geld schuldig, und das ist die einzige Art, wie ich wieder zu meinem Geld komme."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.